

WESERBERGLAND
KRIMI

Nané Lénard

KurzKrimis
und andere
Schatten
Seiten



CW Niemeyer **N**

Nané Lénard
KurzKrimis
und andere SchattenSeiten

*Im Verlag CW Niemeyer sind bereits
folgende Bücher der Autorin erschienen:*

SchattenHaut
SchattenWolf
SchattenGift
SchattenTod

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet abrufbar über <http://dnb.ddb.de>

© 2013 CW Niemeyer Buchverlage GmbH, Hameln
www.niemeyer-buch.de

Alle Rechte vorbehalten

Der Umschlag verwendet Motive von shutterstock.com,

Alone woman sitting on... Dudarev Mikhail 2012 /

young woman suffering... Robnroll 2012

Druck und Bindung: AALEX Buchproduktion GmbH, Großburgwedel

Printed in Germany

ISBN 978-3-8271-9419-0

Nané Lénard

KurzKrimis
und andere
SchattenSeiten

CW Niemeyer *N*

Die Kurzkrimis und -geschichten spielen hauptsächlich in allseits bekannten Städten des Weserberglands, doch bleiben die Geschehnisse reine Fiktion. Sämtliche Handlungen und Charaktere sind frei erfunden.

Über die Autorin:

Nané Lénard wurde 1965 in Bückeberg geboren und ist Mutter von zwei erwachsenen Kindern. Nach dem Abitur und einer Ausbildung im medizinischen Bereich studierte sie später Rechts- und Sozialwissenschaften sowie Neue deutsche Literaturwissenschaften.

Von 1998 an war sie als Freie Journalistin für die regionale Presse tätig. Derzeit arbeitet sie im Bereich Marketing und Redaktion in einem Unternehmen, dessen Schwerpunkt in der Erzeugung von Wärme und Energie durch erneuerbare Energien liegt.

Von ihr wurden bereits mehrere Gedichte und Kurzgeschichten veröffentlicht.

Beim Literaturwettbewerb von Niedersachsen und Bremen belegte sie mit "Helmut" den zweiten Platz. Platz 3 und 10 erlangte sie beim Wettbewerb "Bückeberg mordet".

Mehr über Nané Lénard und ihre Aktivitäten erfahren Sie unter www.nanelenard.de

*Meinen Freundinnen gewidmet,
für die mir zu wenig Zeit bleibt.*

Inhaltsverzeichnis

Das Monster	9
Blutsekt	12
Der Wohner	13
Die Spur	18
Finitro	25
Gesicht zeigen	35
Hinnerk, der Moorbold	38
Locus Tranquillus	47
Nachtmilch	51
Windspiel	67
Sadizissmus	70
Verpuppung	75
Wurzelsuche	85
Vergissmeinnicht	88
Körperkunst	91
Gleisgesänge (Sieben Reise-Novellen)	97-117
Eishände	118
Die Handtasche	119
Das Liebesgeschenk	122
Dr. Schmaleck und sein Federvieh	124
Abschiedsgedanken	131
Der Duft des Blutes	140
Der Totschläfer	152
Der Lärm der bösen Worte	159
Helmut	165
Stille Nacht	172
Warme Betten	175
Fürstenblut	180

Das Monster

Das Monster war wieder da. Es hatte sich für die Dauer des Glücks in einen Kokon eingesponnen. Jetzt schlüpfte es unter der Schädeldecke und sandte sein lähmendes Gift voraus. Sie hatte gehofft, dass es tot war. Aber es existierte noch. Versteckt hatte es überlebt. Nun begann es zu wachsen und sich auszubreiten.

Der Schmerz überschwemmte sie wie eine Welle aus Lava. Die Lähmung war nur das Vorbeben gewesen. Sie kannte das. Und obwohl sie auf ihn vorbereitet war, traf sie der Schmerz mit einer Kraft, die ihr die Luft nahm. Das Monster hatte zu fressen begonnen. Es weidete sich an ihren Eingeweiden und hinterließ ein Brennen im Nichts zwischen Hals und Magen, dort, wo die Seele ist.

Die Seele hatte nicht genug Zeit gehabt, sich in Sicherheit zu bringen. Leichtsinnig hatte das Glück sie gemacht, wie eine Motte, die im Licht der Kerze deren Wärme zu sehr genießt. Sie hatte Tanzen gelernt. Darum hatte sie sich ganz herausgewagt. Weit, weit, viel zu weit, wie sie nun wusste. Doch es war zu spät. Brandmale überzogen die dünne Haut. Nicht einmal jetzt konnte sie fliehen. Die Lähmung war zu stark, die Wunden zu groß. Aber sie konnte nicht sterben. Die Seele war an den Körper gebunden.

Elke hasste ihren Körper. Er war unversehrt. Sie gehörte zu den Behinderten, denen man ihr Handicap nicht ansah, weil sie es in sich trugen. Das Monster hatte ihre Seele zu einem grotesken Gebilde verstüm-

melt. Narben unterschiedlichen Alters waren verblichene Zeitzeugen der Vergangenheit. Sie hatten die Seele schwer und unflexibel gemacht. Als ob ihr die Luft ausgegangen war, lag ihr Gewebe schlaff zwischen den Rippen. Nur ab und zu leuchtete bleich ein Stückchen unversehrte Seelenhaut wie ein Versprechen hervor.

Elke konnte den inneren Schmerz nicht aushalten. Der Tanz um die Wärme des Lichts war unglaublich gewesen. Wichtiger für sie als alles zuvor in ihrem Leben. Doch dann hatte die Flamme auf einmal zu flackern begonnen und das Monster geweckt.

Es tat gut, wie das Blut an ihrem Oberschenkel herabrann. Wie Perlen reihten sich immer neue Tropfen aus den Schnitten in eine rote Schlange, die sich um Elkes Bein schmiegte und sich langsam hinabwand. Elke hatte ihr eigenes Monster heraufbeschworen. Den Körper musste sie ins Gleichgewicht bringen mit ihrer Seele. Endlich spürte sie sich wieder. Es tat so weh und gleichzeitig so gut, sich mit dem Messer zu quälen.

Wäre das Unnennbare nur ihr selbst geschehen – wieder einmal – das Unfassbare, das Unsägliche, sie hätte das Monster in ihrem Kopf bezwingen können. Sie wäre gewappnet gewesen. Gegen falsch verstandene Liebe. Fehlgedeutete Zeichen. Doch das Tier hatte gewonnen. Die Flamme hatte für einen Moment der Verlockung geflackert und alles zerstört.

Als Elke sich im Schein der Kerze schnitt, betrachtete sie zufrieden die symmetrische Anordnung auf beiden Oberschenkeln. Sie hatte es in der Hand, die Narben dort anzulegen, wo sie sie haben wollte. Ihr Körper war nicht fremdbestimmt. Das sollte er niemals mehr sein.

Der äußere Schmerz war jetzt fast so stark wie der innere. Die Flamme vor ihren Augen zitterte klein und blau, als hätte sie die Hitze in sich eingefroren, aus Angst, sie könnte ausgeblasen werden. Doch Elke liebte das Licht trotz seines Schattens. Einmal noch wollte sie die Wärme so ganz nah spüren, die Nähe zulassen, noch näher, als je zuvor.

Der Flamme blieb keine Wahl, als Elke den Unterarm ganz dicht über ihre Spitze hielt, obwohl sie sich wegduckte. Die Hitze brannte ein ebenmäßiges Loch ins Fleisch. Und endlich tat es so weh, dass Elke nichts Inneres mehr spürte. Es war geschafft. Jetzt konnten beide heilen. Die Seele kroch in ihr Versteck und hinterließ mit dem Brandgeruch eine Spur aus Wundsekret. Nur Elke wusste, wo sie hinging und wo man sie jemals wieder finden konnte.

Vorsichtig stellte sie das Licht in eine Laterne. Es war sanft und schrecklich zugleich. Aber sie wollte es bewahren vor dem eigenen Flackern und vor der Zerstörungskraft des Atems. Denn die Flamme hatte Elke zugleich das Sehen und Tanzen gelehrt – und sie gebrandmarkt.

Das Monster jedoch war satt. Zufrieden zog es sich zurück in seinen Kokon aus gesponnenen Gedankenfäden.

Blutsekt

Der Schmerz brannte auf der Haut. Sie war aufgerissen und blutig. Kratzer überzogen ihre Brüste wie ein Schienennetz. Denn Ralf war stark und empfand nur Lust, wenn er die Qual in ihren Augen sah. Heute hatte er ihr wie immer den Sekt von der Brust geleckt. Rosafarben war er jetzt in die Grube des Bauchnabels geflossen, nachdem er sich mit ihrem Blut vermischt hatte. Er liebte diesen Hauch von Eisen auf seiner Zunge. Gerade wollte er den Blutsekt aus ihrem Nabel schlürfen, so wie immer. Doch nichts war wie immer. Seine Zunge war plötzlich schwer. Er konnte nur lallen. Die Hände lagen reglos auf ihrem wunden Fleisch, obwohl er sie bewegen wollte. Ein Mittel – gut verborgen im prickelnd-süßen Getränk – machte seine Muskeln unbrauchbar. Er starrte hilflos durch das Fenster in den sanft fallenden Schnee und konnte keine Worte formen.

Angewidert stieß sie ihn von sich aus dem Bett und schleppte ihn ins Bad. Wie schwer er war. Es kostete sie Mühe, den Körper über den Rand der Wanne zu hieven und ins Wasser gleiten zu lassen. Die Wunden auf ihr brannten, während das Wasser immer höher stieg. Als sie sich auf ihn setzte und sich an ihm rieb, erreichte es bereits das Kinn. Die Angst war jetzt in seinen Augen. Sie versuchte, so zu fühlen, wie er sich gefühlt haben musste. Doch sie empfand keine Lust, nur Abscheu und verließ seine Wohnung an diesem Weihnachtsabend ein letztes Mal – bargeldlos – mit dem Lohn der Vergeltung.

Der Wohner

Wilfried war introvertiert. Er lebte für sich. Teilte eine Einzimmerwohnung im fünften Stock mit seinen Gedanken. Die Fenster gingen nach hinten. Kein reizvoller Anblick störte den Feierabend. Nur die rote Backsteinmauer türmte sich vor ihm auf, das Firmengebäude hinter einem Brachgrundstück. Einen Balkon gab es nicht. Von links lärmte die Podbi, rechts lag die Eilenriede. Doch in die ging er kaum. Für ihn gab es nur Musik und das Alleinsein mit ihr. Die Podbielskistraße brauchte er. Sie brachte ihn heim.

Im Haus war es anonym. Er kannte keinen. Keiner kannte ihn. Nur ein Nicken zwischen Gesichtern, die mehr oder weniger unbekannt waren. Seine Wohnung im obersten Stock war seine Fluchtburg. Den Alltag brachte er irgendwie hinter sich, nahm die 3 oder 7 Richtung Lahe, ließ „Vier Grenzen“ hinter sich und stieg an der Haltestelle Pelikan aus. Fast genau vor dem Torbogen zur Thomastraße hielt die Bahn. Er musste nur an dem Griechen vorbei, der dort seinen Imbiss hatte. Dann hastete er die Treppen zum fünften Stock hinauf, schloss die Tür auf und verschwand meist ungesehen. Hier begann sein Ritual jenseits von Schal und Mantel. Im Schaukelstuhl setzte er sich seine Kopfhörer auf und entflohen den Geräuschen der Nachbarwohnung. An diesem Abend hatte er die Unvollendete von Schubert eingelegt. Nur einen Knopfdruck war er von ihr entfernt und von der Ruhe, die aus diesen Noten zu ihm sprach.

Aber Wilfried drückte nicht. Er hörte Schreien und Wimmern. Und obwohl er nichts hören wollte, drückte er nicht. Er wusste selbst nicht warum. Hielt es für einen Rest von Interesse an der Menschheit. Ein letztes soziales Aufflackern oder eine Erinnerung. Ein Flashback sozusagen. Er hatte lautlos geschrien, hatte als Kind den Rückzug in sich selbst gelernt.

Dann war Stille. Als ob nichts gewesen wäre. Wilfried drückte endlich und verschwand in der Musik.

Von da an lauschte er jeden Abend mit der Fernbedienung in der Hand. Nicht immer konnte er die Laute einordnen. Er war froh, wenn er nichts hörte. Töne wollten ihn zum Beteiligten machen, außerhalb von Fugen und Sinfonien. Das war neu und fremd. Er wollte es nicht.

Auch an dem Abend, als er Jule traf. Sie lag auf dem obersten Treppenabsatz und schlief. Er hätte über sie hinwegsteigen müssen. Für seine Beine kein Problem. Doch er schaffte es nicht. Sie war ein Hindernis auf seinem Weg zur Fluchtburg. Er rüttelte den kleinen Körper, aber sie erwachte kaum. Sie musste das Kind aus der Nachbarwohnung sein. Er klingelte, obwohl das Kontakt bedeutete. Kontakt mit Menschen, die er nicht kennen wollte. Er kannte sie durch die Wand. Mehr, als ihm lieb war. Doch niemand öffnete.

Im Treppenhaus war es kalt. Die Pfützen, die seine Schuhe verursacht hatten, waren im zweiten Stock immer kleiner geworden und schließlich ganz versiegt. Kurz vor Winter sollte man in Wohnungen schlafen, dachte er. Das Mädchen zitterte. Die Lippe war aufgeschlagen. Eine Weile überlegte er, sie einfach auf dem Podest zuzudecken, aber wenn jemand Fremdes ins Haus kam? Vielleicht hatte sie sich ausgesperrt. Es

nutzte nichts. Er schrieb einen Zettel, falls jemand zurückkam, der sie vermisste und nahm sie mit in seine Wohnung. Den Fremdkörper.

Jule merkte nichts. Sie blinzelte nicht einmal. Wilfried zog das Klappsofa aus und deckte sie mit seinem Oberbett zu. Er selbst war verstört, fühlte sich unwohl in seinen eigenen vier Wänden und suchte Zuflucht zwischen den Kopfhörern. Spät schlief er im Schaukelstuhl ein.

Noch vor dem Weckerklingeln zupfte etwas an seinem Hosenbein. Das kleine Mädchen war vor ihm aufgewacht. Niemand hatte sich darum gekümmert, wo sie geblieben war oder er hatte nichts gehört. Jule sagte kein Wort. Sie weinte nur leise. Er nahm sie an die Hand, schloss die Wohnungstür hinter sich und klingelte gegenüber. Nur durch einen Spalt kam ein Arm, der zupackte. Die Zweijährige wurde hineingezogen. Keine Frage, kein Danken, keine Erleichterung. Noch bevor er Luft geholt hatte, war die Tür wieder zu.

Wilfried taumelte zurück. Verrichtete im Bad die nötigsten Dinge und floh dann aus der entweihten Wohnung. Er hatte dort so gerne Zeit verbracht. Er war ein Bewohner. Leben konnte er nicht. Nicht mit Menschen. Sie machten ihm Angst.

Während er in der U-Bahn zum Lister Platz fuhr, musste er an das zerknüllte Bett denken, in dem Jule geschlafen hatte. Es gehörte nicht mehr ihm allein. Entwohnt war es, wie seine Räume durch die Töne. Er würde umziehen müssen. In eine neue Einsamkeit. Sie war der Segen großer Städte...

Jule ließ ihn nicht mehr los. Sie lebte in seinen Gedanken. Abends versuchte er die Schrecken jenseits der Wand zu überhören. Sie gingen ihn nichts an. Jule

ging ihn nichts an. Das blasse Kind mit der verletzten Lippe...

Eine neue Wohnung hatte er bereits in der Walderseestraße. Da würde er alles vergessen können.

An seinem letzten Abend in der Thomastraße war es nebenan seltsam still. Nur wenn er sich anstrengte, konnte er ein Wimmern vermuten. Seine Möbel und Habseligkeiten hatte er bereits aus der Wohnung geschafft. Aber das Bett war dageblieben, das Julebett. Er hatte es an den Nachmieter verkauft. Dinge konnten Erinnerung sein. Er brauchte keine.

Als er kurz vor dem Gehen sein Namensschild von der Tür kratzen wollte, lag Jule auf seiner Schwelle. Klein, zerbrechlich und schluchzend gekrümmt mit Farbe an Händen, Körper und Schuhen. Die Farbe war unter der Nachbartür hindurch auf das Podest gelaufen. Sie roch süßlich. Wilfried wusste sofort, dass es Blut war. Weg, nur weg, sagte sein Instinkt. Rette das Kind, schrie das kleine bisschen Leben aus seiner Seele. Wilfried hob Jule auf, trug sie die Treppen hinab durch den Torbogen zur Podbi. Immer schneller wurde er. Auf der Treppe zur Polizeiwache setzte er das Mädchen ab und floh in Richtung Norden zum Mittellandkanal. Von dort rief er die Wache an. Meldete das Blut und Jule, die vor der Tür fror.

Auf der Brücke riss er sich den Mantel vom Leib. Er war voll von Jule und fremdem Blut, von dem er nicht einmal wusste, wem es gehört hatte. Das Kleidungsstück flatterte hinab. Es entledigte sich seiner Spuren im Wasser selbst. Aber Wilfried hatte auch Haut. Die konnte er nicht ausziehen. Hände, die ihn erinnern würden. Wo immer er wohnte.

Die Beamten, die seine Leiche später bargen, fanden das Handy in seiner Hosentasche. Sie identifizierten es

als das Mobilteil, von dem aus die Polizei verständigt worden war. Der Mord in der Thomastraße galt damit als aufgeklärt. Den Täter hatte die Last der Schuld in den Tod getrieben, kaum dass die Tat verübt worden war, stand im Polizeibericht. Weitere Spuren hatte das Wasser vernichtet.

Der Freund von Jules Mutter blieb unbehelligt. Er verschwand in der Anonymität der Großstadt.

Die Spur

Es war einmal ein Mann, der nach anfänglichem Unwohlsein darüber nachdachte, dass vielleicht etwas mit ihm nicht stimmte. Wenn um ihn Stille war, horchte er in sich hinein. Vor allem im Dunklen war er sich selber nah und ging in sich hinein.

Ja, hier drückte etwas, grübelte er, dort fühlte es sich möglicherweise anders an als sonst. Angst überkam ihn, nackte Angst. Es konnte sein, dass er krank war. Fast spürte er die Anwesenheit von etwas Unausweichlichem, aber er konnte es nicht greifen, nicht fassen, was es sein konnte.

Heimlich ging er an dem Tag zum Arzt, als er bemerkte, dass auch seine Hautfarbe blass geworden war. Nun war es nicht länger eine Vermutung. Er war offensichtlich erkrankt. Nur woran? Das konnte er nicht sagen. Wo es ihm weh täte, fragte der Doktor, doch er vermochte nur sein diffuses Unwohlsein und das gelegentliche Zwicken im Bauchraum nennen.

Beim Ultraschall nickte der Arzt und sagte, dass er einen Verdacht habe. Die Blutuntersuchung müsse aber noch abgewartet werden.

Müde ging der Mann nach Hause. Das alles war zu viel für ihn. Vor allem, dass sich der Mediziner so in Schweigen gehüllt hatte, konnte nichts Gutes bedeuten. Wahrscheinlich wollte er ihn einfach noch nicht mit der Wahrheit konfrontieren. Mit der grausigen Wahrheit, dass er nach einer Reihe von entwürdigenden Behandlungsversuchen sterben würde.

Fast vierzehn Tage lang gelang es ihm nicht, nach seinen Blutergebnissen zu fragen. Er war wie gelähmt. In dieser Zeit war er noch blasser geworden, Müdigkeit und Unwohlsein hatten zugenommen. Nachts horchte er in sich hinein, hielt Zwiesprache mit seinem Innersten und wusste, dass ihm im Grunde nichts anderes übrig blieb, als endlich die Wahrheit zu wissen.

Da kam ihm der Zufall in Form eines Umschlags zur Hilfe, den er eines Morgens in seinem Briefkasten fand. Er trug ihn nach oben, nahm die Brille zur Hand und erschrak. Der Arzt hatte ihm geschrieben.

Weitere drei Stunden brauchte er, bis er sich überwinden konnte, den Brief zu öffnen. Dann las er, dass er schwanger war.

Ungläubig starrte er aufs Papier, las noch „11. Woche“, dann glitt es ihm aus den Händen. Er setzte sich. Dabei blieb sein Blick an seinem Bauch hängen. Jetzt erklärte sich auch, warum er den Gürtel hatte ein Loch weiter schnallen müssen. Er erwartete ein Kind. Mühsam stand er auf und ging zum Spiegel. Dort zog er das Hemd aus der Hose und schob diese etwas weiter nach unten. Tatsächlich war dort schon ein kleiner Bauch zu sehen. Aber wie sollte er das erklären? Er wusste nicht einmal, wie das hatte geschehen können.

Er zog sich wieder an, ging zum Tisch und bückte sich nach dem Brief, von dem er nur die ersten Zeilen gelesen hatte. Nun wollte er auch den Rest wissen, denn das Schlimmste kannte er bereits. Doch es sollte ihn noch härter treffen.

Eine Männerschwangerschaft sei selten und ungewöhnlich, hieß es weiter unten, denn hier entstände keinesfalls ein Kind. Er stutzte. Kein Kind, was dann?

Man könne den Ausgang der Schwangerschaft nicht eindeutig bestimmen, schrieb der Arzt, aber es gäbe

nur zwei Möglichkeiten: Entweder würde er von einem Engel oder einem Teufel entbunden. Niemand könne dies allerdings vorhersagen. Genaues wisse man erst am Tag der Geburt. Abschließend empfahl ihm der Doktor noch, dass eine Hebamme Schwangerschaft und Geburt begleiten solle, die bereits Erfahrung in diesen Dingen habe. Er selbst könne ihm nicht weiterhelfen, sei aber an seine Schweigepflicht gebunden.

Dem Mann wurde heiß und kalt. Was um Himmels willen trug er da in sich? Sollte er es hassen oder lieben? Konnte er es loswerden, ohne dass es geboren wurde? Fragen über Fragen, die er sich nicht beantworten konnte, aber wer konnte das überhaupt?

Als er den Brief in den Umschlag zurückstecken wollte, sah er, dass dort noch ein kleiner Zettel mit einer Adresse haftete von einer gewissen Haga Zussa, wohnhaft am Herrnacker. Das kannte er überhaupt nicht. Es war auch keine Telefonnummer dabei. Er hatte keine Ahnung, wie er Frau Zussa erreichen sollte, fühlte aber, dass es wichtig war. Vielleicht war sie die Hebamme, an die er sich wenden sollte, nur wie? Er wusste, dass er nicht mehr viel Zeit haben würde, wenn er abtreiben wollte, falls dies überhaupt möglich war.

Fast eine Woche brauchte er, bis er endlich von einem alten Bauern erfuhr, dass mit Herrnacker das Gelände des alten Friedhofes gemeint war. Dort standen noch einige alte Häuser in direkter Nachbarschaft. Im Dunklen schlich er sich in die Hauseingänge, um nach den Namen zu schauen. Als er schon dachte, auf einer falschen Spur zu sein, öffnete sich die Tür des letzten Hauses, noch bevor er das Schild lesen konnte.

Vor ihm stand eine sehr alte Frau, die fortwährend mit dem Kopf wackelte, als ob sie nickte, aber sie sagte

nichts, zeigte nur mit ihrer Hand ins Innere des Hauses. Er zögerte kaum merklich, trat dann aber ein und blieb im Flur stehen. Da nahm sie seine Hand und führte ihn den Gang entlang. Nachdem sie zehn Minuten immer geradeaus gegangen waren, hatte er das Gefühl, dass sie gewachsen war, aber sie hatte sich auch verjüngt. Als sie den Raum endlich erreichten, der am Ende des Flures lag, schätzte er sie auf Mitte dreißig. Ihr Kopf hatte aufgehört zu wackeln. Sie war auf eine zeitlose Art und Weise schön und dabei gleichzeitig anziehend und unnahbar. Leise legte sie den Finger auf die Lippen und trat hinter ihn. Dabei legte sie die Hände auf seinen Bauch und summt. Das Etwas in ihm bewegte sich, und es war das erste Mal, dass er es fühlte.

„Ich sehe, du trägst schwer an deiner Nachkommenschaft?“, fragte sie.

„Ja, gibt es eine Möglichkeit, die Sache zu beenden?“

„Viele, aber keine, die du überleben würdest.“

Er zuckte zusammen. „Denkst du, dass es einfach ist, den Teufel im Leib zu haben?“, fragte er.

„Woher weißt du, dass es der Teufel ist? Bist du nie auf die Idee gekommen, es könnte auch ein Engel sein?“, gab sie zu bedenken.

„Wie meinst du das?“, fragte er.

„Es wechselt“, sagte sie.

„Ein Wechselbalg?“

„In gewisser Weise“, antwortete sie. „Es ist mal das eine und mal das andere, aber man weiß nie genau, wann es was ist.“

„Das ist ja schrecklich“, stöhnte der Mann und wollte es gerne loswerden.

„Daran solltest du nicht mal denken!“, sagte sie, die seine Gedanken gelesen hatte. „Es auszutragen ist das

kleinere Übel, glaub mir, denn was du tötest, bringt dich um.“

Der Mann ließ seinen Kopf resigniert hängen und sagte: „Ich hatte Hilfe von dir erwartet...“

„Nein, du wolltest, dass ich es ungeschehen mache, das ist ein Unterschied. Das kann ich nicht, aber ich kann dir helfen, es zu erwarten.“

Der Mann zitterte und dachte an die Metamorphose, die sich dauernd in ihm vollziehen würde, ohne dass er wusste, woran er war, oder mit wem er es gerade zu tun hatte.

„Ich verspreche dir, dass du überleben wirst!“, sagte sie und riss ihn aus seinen Gedanken.

„Ich verspreche es dir, wenn du es schaffst, die Schwangerschaft als etwas für dich Lebenswichtiges zu begreifen.“

„Wie soll ich das schaffen?“, fragte er und fühlte Angst.

„Du hast genug Zeit! Am Tag der Geburt werde ich bei dir sein.“

Er nickte und folgte ihr durch den ellenlangen Gang zurück zur Haustür. Dort sagte sie kein weiteres Wort, nickte nur unablässig mit dem Kopf und sah ihm nur aus ihren greisen Augen nach, die kein Alter zu haben schienen.

Der Mann war ratlos. Er haderte mit seinem Schicksal. Warum nur hatte ihn diese Schwangerschaft getroffen? Er wusste nicht einmal, wie er dazu gekommen war. In den Nächten sprach er mit sich selbst und dem Etwas, das in ihm wuchs.

„Im Grunde weiß ich selbst nicht, mit wem ich es in mir zu tun habe. Nach wie vor habe ich den drängenden Wunsch, diesen Teil von mir loszuwerden.“

So verging die Zeit. Der Mann zog sich immer mehr in sich zurück und empfand auf einmal eine Ruhe, die er schon lange nicht mehr gekannt hatte. Sicher, die Angst war noch da, aber er hatte sich angewöhnt, mit dem Wechselbalg zu sprechen.

„Entwickle dich zum Guten!“, sprach er, oder er sagte zu sich, dass das Böse keinen Raum in ihm habe.

Während sein Bauch ins Unermessliche wuchs, gewöhnte er sich nach und nach an das Ungewisse.

Als die Wehen einsetzten dachte er, Frau Zussa habe gelogen. Wie sollte er den Tag mit diesen Schmerzen überleben? War es ein Anzeichen dafür, dass er den Teufel gebären würde, wenn es so wehtat? Nein, beruhigte er sich und presste. Wie die Frauen das nur aushielten?

Es war nach Mitternacht, als mit der letzten Presswehe eine durchscheinende Gestalt seinem Bauchnabel entstieg und mit ihrem Schwanz hängenblieb. Er starrte den Engel an und sah entsetzt, dass der dunkle Schwanz wohl ein Überbleibsel der Verwandlung gewesen sein musste. Doch der Engel lachte vergnügt, warf den Schwanz wie eine Eidechse ab und entschwebte. Da lag der Mann, völlig erschöpft und leer – nur mit dem Rest des Bösen auf sich, das zischend verglühte. Er hatte überhaupt nicht bemerkt, dass die alte Frau Zussa das Zimmer betreten hatte und ganz vorsichtig seine Brandwunde kühlte. Erst als sie sprach, kehrte er in die Wirklichkeit zurück.

„Siehst du, es ist, wie ich gesagt habe!“ Ihr Kopf wackelte zustimmend.

„Ja, aber der Schwanz?“, fragte er.

„Das war der Rest deiner Angst, aber du hast sie ganz gut in den Griff bekommen, sonst hätte das Gute vielleicht auch noch einen Huf gehabt. Glückwunsch!“

Er starrte sie ungläubig an.

„Ja, du hast richtig gehört“, sagte sie, „die Verwandlung wurde nur durch dein Denken bestimmt. Zum Schluss war es dir gelungen, die Angst vor dem Bösen fast ganz zu besiegen. Die Narbe der Brandwunde wird dich immer daran erinnern.“

Noch während sie dies sagte, wurde sie immer blässer und verschwand schließlich im Weiß der Tapete. Er sah ihr nach und fühlte sich allein. Unter ihrer Hand hatte sich auch die Spur des Bösen beruhigt und würde heilen.

Finitrio

Der Nebel, der über die grüne Fläche kroch, musste sich seinen Weg um Zweige und Äste suchen, die aus dem Wasser ragten. Wie bizarre Skulpturen auf einem grünen Teppich lagen sie scheinbar unberührt. Der Grund blieb verborgen. Was unter der Oberfläche lag, entzog sich dem Blick der Wanderer, die dann und wann hier vorbeikamen. Wie die Hand, die sich in eine Kulisse aus Dickicht und Nebel einfügte, als ob sie dorthin gehörte.

Er war noch jung, der Morgen, der Elisabeths letzter werden sollte. Eine frühe Sonne umspielte zaghaft forschend die Mittsommerbäume. Die Bühne war bereit. Musik drang aus Schnäbeln in die Harmonie der Natur. Ein Gleichgewicht, das heute gestört werden sollte. Gestört von einem unglaublichen Akt des Bösen.

Sie fiel.

Der Eintritt ins Wasser nahm ihr Atem und Besinnung. Sie sank beinahe schwerelos, bis modernde Stämme sie aufhielten, wie die Arme eines Liebhabers. Vielleicht war es die Temperatur des Wassers, die Elisabeths Sinne abrupt zurückkehren ließen. Und mit ihnen das Gefühl, Luft holen zu müssen. Sie hätte gestrampelt, wären da nicht die Kabelbinder um Arme und Beine gewesen. So zuckte sie nur wie ein Spermium – kurz vor der Entstehung eines neuen Lebens. Ihres würde bald zu Ende sein, wenn nicht ein Wunder passierte. Doch das Wunder blieb aus.

Schmerz. Alles tat weh. Sie wehrte sich, atmete nicht.

Als die Not zu groß wurde, ließ sie das Wasser durch den Knebel in ihre Lunge strömen und wollte es sofort wieder loswerden. Mit dem Husten steigerte sich die Panik. Die Gewissheit der Ausweglosigkeit wurde so übermächtig wie der Schmerz, der ihr das Bewusstsein nahm und ihre Gedanken in einem glücklichen Moment explodieren ließ. Vielleicht war das das Wunder, doch sie spürte es nicht mehr. Sie war tot.

Polizeihauptkommissar Wolf Hetzer hätte die Hand, die aus der Entengrütze ragte, niemals bemerkt. Er joggte mit seinem Kollegen Hasso oberhalb der Klippen des Hexenteiches. Ein dünnes Drahtseil – falls man es sah – ließ vermuten, dass man sich lieber nicht jenseits desselben befand. Hasso war weder ängstlich noch risikofreudig. Normalerweise hielt er sich vom Abgrund fern. Doch heute lief er unruhig, blieb häufig stehen, hielt die Nase in die Luft und knurrte. Besonders an einer Stelle schnüffelte der Rüde intensiv. Hetzer dachte an ein Eichhörnchen und setzte seinen Weg fort. An der Einmündung zum Hexenteich, die beide sonst unbeachtet links liegen ließen, drehte Hasso plötzlich ab. Hetzer rief ihn, doch der sonst so zuverlässige Rüde war längst nicht mehr zu sehen. Dafür hallte sein Bellen in der Schlucht wider. Und es klang eindeutig nach dem Anzeigen eines Fundes.

Als Hetzer seinen Hund erreicht hatte, konnte er in dem Wirrwarr aus altem, bemoostem Holz nichts Besonderes entdecken. Doch Hasso ließ sich nicht abrufen. Beharrlich verbellte er die wassergefüllte Schlucht. Hetzer ging am Ufer entlang und starrte angestrengt in

die Richtung, die sein Hund vorgab. Da sah er sie, die Hand, die nie mehr geben noch nehmen würde.

„Gut gemacht, Hasso!“, sagte er und dachte: So ein Mist, das war mein Sonntag! Wie üblich hatte er kein Handy dabei. Hasso musste die Leiche, obwohl sie im Wasser lag, schon von oben gerochen haben. An diesen penetranten Gestank würde er sich nie gewöhnen können. Aber noch blieb Wolfs Nase verschont.

Der Schäferhund folgte ihm nun endlich. Die beiden setzten ihre Runde nicht wie sonst über den Idatum fort, sondern liefen auf schnellstem Weg bergab. Hetzer rief die Kollegen an, sprang unter die Dusche und anschließend in den Streifenwagen, der auf ihn vor dem Haus wartete.

Elisabeths Körper hatte zu anderen Zeiten besser ausgesehen. Man hätte sie fast schön nennen können, als ihre Augen noch nicht gebrochen waren, doch die seifige, aufgedunsene Hautfläche hatte alles verwischt. Nur eine Hand sah aus, als ob sie zu einer normalen Leiche gehörte, die zu viel Zeit in der Sommersonne verbracht hatte. Die Haut hatte sich eng an die Knochen gelegt.

Inzwischen hatte der Gerichtsmediziner Dr. Walter Althaus die Kabelbinder durchtrennt. Er ließ sich nicht dazu hinreißen, ein Wort über den Todeszeitpunkt zu verlieren. Nur dass sie wohl von der Klippe gestoßen worden war. Und dass es aussah, als habe jemand an ihr die Wasserprobe vollzogen, bemerkte er mit einem Schmunzeln. Hetzer war schon geflüchtet, bevor er die Phrase „alles Weitere im Bericht“ hören musste.

Er wollte die Stelle untersuchen, an der Hasso zum ersten Mal angeschlagen hatte und nahm Seppi von der Spurensicherung mit. Sie fanden die Stelle, an der

Elisabeths Körper gelegen haben musste, bevor er vom Steilufer in den Hexenteich gestoßen worden war. Wasserprobe, grübelte Hetzer, ... im Mittelalter ein beliebtes Mittel, um Frauen aus dem Weg zu räumen. Wer also wollte Elisabeth loswerden? Er hatte auf jeden Fall wenig Ahnung von lokaler Geschichte. Dieser Tümpel hieß zwar so, aber dort hatte niemals ein Gottesgericht stattgefunden.

Dass Elisabeth nicht die einzige Tote bleiben sollte, war für die ansonsten ruhige Gegend im Schaumburger Land eine Katastrophe. Hätte Wolf Hetzer an jenem Morgen seine übliche Runde zurückgelegt und hätte er – vielleicht dank Hassos feiner Nase – etwas aufmerksamer am Idaturm emporgeblickt, dann hätte er den unnatürlich verrenkten Frauenleib gesehen, der auf halber Höhe im Wind schaukelte.

Es war nicht schwer gewesen, die Tür des alten Sandsteinturmes aufzubrechen. Nachts waren keine Menschen auf der Kuppe des Harrls. Die Gaststätte lag verschlafen am Fuße des ehemaligen Landvermessungspunktes, den Georg zu Schaumburg-Lippe hatte bauen und nach seiner Frau benennen lassen.

Widerwillig ließ sie sich die 128 Stufen emportreiben. Es gab keinen Ausweg. Fast voll war der Mond, der die endgültige Szene beleuchtete. Als sie fiel, breitete sich ihr Schrei in Wellenkreisen über die Baumkronen des Schaumburger Landes aus, wo er ungehört verhallte oder vom üppigen Sommerlaub verschluckt wurde. Vielleicht war sie schon bewusstlos gewesen, als ihr Kopf gegen den Sandstein schlug, dabei knackte wie eine Nuss und einen roten Fleck hinterließ. Entlang der Haare floss das Blut bis zu den Spitzen und zeichnete ein Muster auf dem Boden, der mehr als

zehn Meter unter ihr lag. Sie selbst wurde von einem weißen Band gehalten, das um ihren Fuß geschlungen war. Alles andere hing nach unten – das Nachthemd, die Arme und das andere Bein, weswegen sie wirkte wie eine Ballerina, die Himmel und Erde verwechselt hatte.

Der Turmwirt Stefan Dunst, der seine Gaststätte für die Sonntagsausflügler und Kurgäste aus Bad Eilsen vorbereiten wollte, wunderte sich zunächst über die aufgebrochene Tür und wäre dann beim Umrunden des Turms fast in die rotbraune Lache getreten. Er bückte sich arglos der süßlichen Pfütze entgegen, die seine Eingeweide spontan rumoren ließ. Doch erst nachdem er sich himmelwärts versichert hatte, dass diese eine natürliche Ursache hatte, schleppte er sich ins Gebüsch und befreite sich von seinem belastenden Mageninhalt.

Wolf Hetzer hatte währenddessen Elisabeths Mann aufgesucht und ihm die schlimme Botschaft überbracht. Rudi Mertens war zunächst geschockt, humpelte mit seinem verbundenen Knöchel zum Sofa zurück und wirkte verloren in seiner großen Wohnung mit den drei Meter fünfzig hohen Decken. Dann gingen ihm merkwürdige Dinge durch den Kopf. Wer konnte ein Interesse daran haben, seiner mittlerweile eher unattraktiven, moppeligen Frau etwas anzutun? Nun würde er sein Essen selbst kochen müssen oder sich von Becky verwöhnen lassen. Ob er Elisabeths Schmuck wohl verkaufen konnte. Er hatte immer noch Verbindungen von damals.

Hetzer fragte zum zweiten Mal, ob Rudi Mertens eine Ahnung habe, wer seine Frau auf dem Gewissen haben könne. Doch der schüttelte nur den Kopf und schnäuzte